

An impressionistic painting of a man in a white coat, possibly a chef or doctor, with a serious expression. The background is filled with vibrant, abstract colors and brushstrokes, suggesting a busy, chaotic environment. The man's face is rendered with soft, blended colors, and his hands are visible, one holding a red object. The overall style is expressive and textured.

Ralph Dutli
Soutines
letzte Fahrt

Roman

Ralph Dutli
Soutines letzte Fahrt
Roman



WALLSTEIN VERLAG

Leseprobe aus:

Ralph Dutli
Soutines letzte Fahrt
Roman

ca. 272 S., geb., Schutzumschlag

€ 19,90 (D); € 20,50 (A)

ISBN 978-3-8353-1208-1

Erscheint Anfang März 2013

© Wallstein Verlag, Göttingen 2013
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung des Ölbildes Chaim Soutine:
Der Konditorjunge von Céret, 1919
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-8353-1208-1

*Für Catherine,
Chartres 1989*

Wir sehen fast glücklich aus in der Sonne,
während wir verbluten aus Wunden,
von denen wir nicht wissen.

Tomas Tranströmer, *Für Lebende und Tote*

Chinon, 6. August 1943

Sie werfen mit einer kräftigen Bewegung die beiden schwarzen Flügel der Hintertür zu. Ein scharfes Klicken wie von einer Waffe, ein trockenes Einschnappen ins wartende Schloss. Ein Ruck geht durch das Auto, aufgeschreckte Tauben fliegen voller Panik über das Dach des Krankenhauses ins Blaue hinauf. Es ist, als ob ein kurzes Lachen hereinfahre ins schwarze Ungetüm. Es muss vom Älteren stammen, der Junge, der einen Wollschal um den Hals trägt, erkältet jetzt im August, wie das besetzte Land, hätte es nicht gewagt. Nein, der Maler muss sich getäuscht haben. Es konnte kein Lachen sein. Der Chef schärft es den Angestellten am ersten Tag ein, dass es in diesem Beruf keine Witze über die Toten gebe, nur stille Würde, schlichte Pietät. Das ist man den Hinterbliebenen schuldig und dem guten Ruf der Firma.

Nur ist alles anders an diesem prächtigen Augusttag. Es ist ein lebender Toter, den sie im Leichenwagen, einem schwarzen Citroën, Modell *Corbillard*, nach Paris zu bringen haben. Das Auto hat schon viele alte und junge Leichname zur letzten Ruhestätte begleitet. Es ist ihr großes stilles Tier, das sie hüten und pflegen. Nach jedem Einsatz muss es mit dem Schwamm sauber geputzt und mit dem Leder abgerieben werden. Der Chef kontrollierte selber, und er ist gnadenlos. Ein verschmutzter Leichenwagen ist undenkbar, das Unternehmen legt Wert auf goldene Sauberkeit, auch in Kriegszeiten. Noch nie haben die Fahrer eine lebendige Leiche transportiert.

Irgendein Maler soll es sein, ein Arzt hat das Wort auf dem Flur beiläufig ausgesprochen. Sie müssen ihn zur

Operation nach Paris bringen, es geht nicht anders, die Engel wollen es so. Doch wie ist es möglich, dem Besatzer eine Nase zu drehen, dem gepanzerten Riesenauge, das jeden Schritt kontrollieren will? Ein metallisches kurzes Geräusch, wie ein gepresstes, schmerzhaftes Auf-lachen der Tür. Wie das Klicken einer Waffe. Es riecht betäubend nach Lindenbäumen. Gibt es welche neben der Klinik? Vielleicht ist es nur die Karbolsäure, die der Maler im zerknitterten Klinikhemd mit sich trägt, das Aroma der Operation.

Der Maler murmelt vor sich hin, er scheint jemanden immer wieder anzusprechen, ein beschwörendes Summen um die Lippen, doch die beiden Bestatter verstehen ihn nicht, er spricht zu leise, und die Laute seiner Sprache sind ihnen unbekannt.

Kommt ihr von der Bruderschaft ... habt ihr die Sargenes dabei ... Chewra Kaddischa ... ins Wasser muss ein Ei geschlagen werden ... die neue Leich soll mit Leben gewaschen werden ... wenn es nicht zu spät ist ... kommt er selber ... vergiss das Ei nicht ... es muss ins Wasser hinein ... das Ei blüht im Wasser ...

Die beiden Bestatter sehen sich fragend an und schieben ihn auf der metallenen Bahre hinein in den Bauch des Leichenwagens. Es ist der 6. August 1943. Es ist Sommer und Krieg. Das ist ein besetztes Land. Sie wissen, was geschehen würde, wenn sie den Besatzern vor die schwarzen Läufe gerieten. Die beiden Bestatter, der rundliche ältere und der hustende Junge, hätten getarnte Widerständler und Saboteure sein können, die ihre Werkzeuge im Leichenwagen transportierten. Hin zum Bahndamm, hinauf zu den Schienensträngen, ein paar eingeübte Handgriffe, und die Schienen fliegen in den Himmel.

Von den Kontrollpunkten auf den großen Anfahrtsachsen haben sie sich fernzuhalten. Ein hagerer namenloser Arzt kam plötzlich, als sie schon zum Ausgang gingen, aus einem Zimmer auf den Flur heraus, schlug den Blick nieder und drückte ihnen voller Verlegenheit die gelbe Straßenkarte mit dem blauen Michelin-Männchen in die Hand. Das lachende laufende Männchen, *Bibendum* nannten sie es, dessen Rumpf, Arme und Beine aus Autoreifen bestanden. Es lief manchmal mit drohenden bösen Augen durch die Träume des Malers. Wenn man die lebende Fracht aufspüren sollte, sind die Bestatter selber Leichen. Passagiere eines Leichenwagens haben Tote zu sein, nichts anderes. Keiner würde ihnen die Ausrede glauben, der Maler sei ein Scheintoter, der zu ihrer eigenen Verblüffung gerade von den Toten auferstanden sei. Gewisse Punkte sind unauffällig mit Bleistift verdoppelt.

Und die schwarzen Kerle mit dem Gammazeichen, schwärmen sie schon nördlich der Demarkationslinie aus? Seit Januar 43 sind Darnands Milizen unterwegs. Auf der Suche nach dem Widerstand und den Verweigerern des Obligatorischen Arbeitsdienstes. STO bleibt STO. Auch den Schwarzhändlern ist kein Fahrzeug heilig, nicht einmal ein schwarzer Rabe. Ihre Tricks zeugen von schamlosem Einfallsreichtum. Aber wo sind die fetten Speckseiten, der Cognac, das eingemachte, vom Rotwein violett gebeizte Kaninchenragout?

In Zeitlupe auffliegende Tauben, Geflüster, Karbollinden, ein flatternder Geruch aus Besänftigung und Schärfe.

Am 31. Juli war er mit der Ambulanz eingeliefert worden. Die letzten Tage des Monats waren schrecklich gewesen, ans Malen war nicht mehr zu denken, der Schmerz im Oberbauch war zu bohrend geworden, ließ ihm kaum

mehr Pausen, die er vorher noch gnädig, mit einer unvorhersehbaren Lässigkeit gewährt hatte. Ich bin da, ich bin kurz weg, aber ich komme wieder. Nur Geduld, ich bin gleich wieder da, verlass dich auf mich. Glaub nur nicht, ich werde lange ausbleiben. Glaub nicht mehr an mein Verschwinden. Ich verlasse dich nicht mehr.

Ma-Be, hörst du mich, bist du noch da? Ich kann dich nicht sehen.

Der Maler hat die Augen geschlossen, er spürt die Anstrengung, durch die Lider hindurch zu sehen. Er kann sie nicht öffnen.

Am Morgen lag er fiebrig auf der Matratze, wälzte sich wie ein verletztes Tier, stammelte Unverständliches. Keinerlei angelerntes Französisch mehr, es war wie gelöscht, nur irgendwelche Wortfetzen, die Marie-Berthe nicht verstehen konnte. Sie nahm es als schlechtes Zeichen, lief unruhig hin und her wie eine Tigerin im Käfig.

Der Maler dreht sich stöhnend auf der Matratze, von einer Seite auf die andere. Aber keine Seite hilft. Der Vermieter, Monsieur Gérard, bringt einen warmen Umschlag aus Senfmehl herauf, trägt ihn würdevoll wie ein Priester vor sich her und sagt feierlich, als hätte er es sonntags dem Dorfpfarrer abgelauscht: *Prenez ce cataplasme*. Seine Frau kannte sich aus damit, für jede Gelegenheit hatte sie einen Umschlag parat. In den Ohren des Malers, die sich seit seiner Ankunft in Paris dreißig Jahre zuvor zäh und zögerlich an die Sprache gewöhnt haben, die näselte und so völlig anders klang als die singende Sprache seiner Kindheit in Smilowitschi und die Mundbrocken eines tatarischen Russisch, klingt das Wort *cataplasme* einzig wie Katastrophe. Marie-Berthe nimmt es dem Vermieter wortlos ab und legt es dem Maler auf den Bauch.

Er windet sich auf dem Krankenbett, ein kleines frommes Kreuz um den Hals, das Ma-Be ihm umgehängt hat. Sie hatte verbissen gebetet in diesem Juli, längst hatte sie zu ihrem guten französischen Glauben zurückgefunden, die Wut auf die ganze Malerbrut am Montparnasse hatte ihr dabei geholfen. Christus baumelt an seinem Hals, der Messias ist da, soll er ihn stoppen, den wilden Schmerz.

Christus wird dir helfen, glaub nur fest an ihn, Chaim, hatte Marie-Berthe schon öfter gestammelt. Er ist für dich am Kreuz gestorben. Du bist schon erlöst.

Der Maler versteht nichts mehr, der Schmerz ist das Einzige, was er weiß.

Bleib doch liegen, lass den Umschlag wirken, er wird dir guttun.

Nein, ich muss ... ins Atelier hinüber ... muss ... es gibt nichts anderes ... bevor sie kommen ... du weißt es ...

Keiner kann ihn aufhalten. Ma-Be und ihr Gezänk, ihre Drohungen sind wirkungslos, er muss es tun. Er will keine Begleitung, lehnt sie mit einer schroffen Handbewegung ab. Immer war er dabei allein. Er schleppt sich weg zum Atelier, in jenes kleine Häuschen am Eingang zum Großen Park, an der Straße nach Pouant. Auch ins winzige Zimmer bei Monsieur Crochard, dem Schreiner und Bürgermeister von Champigny, will er noch hineinschauen, auch dort müssen noch Leinwände stehen. Halb gelähmt vom Schmerz, sich hochreißend mit dem kleinen hündischen Jaulen, das er längst kennt, die Hand flach an den Bauch gepresst. Es gibt noch etwas zu tun, was wichtiger ist als alles.

Streichhölzer her, mit raschen Handgriffen ein paar Zeitungen zusammengeknüllt, rein in den Kamin damit, wo

in diesem heißen Juli noch Asche liegt vom letzten Mal, als die alte Zerstörungswut ihn überkam. Dann hastig die Leinwände hervorgezerrt, nur noch den einen wütenden Blick daraufgeworfen, dann hinein in die Hölle damit. Als seien sie an allem schuld, an diesem Unglück, das nicht mehr aufhören wollte in den letzten Monaten. Nein, seit Kriegsbeginn, dem unglaublichen, aber klar vorausgeahnten Tag des 3. September 1939, als sie im kleinen burgundischen Dorf Civry waren, er und Mademoiselle Garde, und vom Kriegseintritt Frankreichs erfahren, und der Bürgermeister ihnen, den beiden auffälligen Ausländern mit ihrem verdächtigen deutschen und slawischen Akzent, die Abreise verbot »bis auf weitere Verfügung«. Sie saßen fest. Magdeburg, Smilowitschi. Verdächtige Geburtsorte.

Das alte Ritual, die Wut des Hervorzerrrens, das blinde Verfeuern, brachte manchmal eine hämische kleine Erleichterung, sogar der Schmerz im Bauch schien dafür scheinheilig auszusetzen, oder er ließ sich vom Feuer betäuben. Es war ein nach Terpentin stinkendes Sommerfeuer, die Vollstreckung der immergleichen, seit den Jahren in den Pyrenäen geübten Tat.

Und jedesmal hört er die Stimme des Händlers Zborowski, der seit über zehn Jahren tot war, entsetzt in seinen Ohren gellen:

Nein! Hör endlich auf damit! Du bringst dich selber um!

Er antwortete jedesmal mit einer verächtlichen Grimasse, die keiner sehen konnte. Der Maler erinnert sich nicht mehr genau, wann er den Satz zum ersten Mal hervorgestoßen hat:

Ich bin der Mörder meiner Bilder, versteht ihr denn nicht? Ich werde es euch zeigen.

Ich bin ... der Mörder ... meiner Bilder.

Es musste nicht immer Feuer sein, das die Lösung brachte. Öfter waren es Angriffe mit dem Messer gewesen, ein blindes Aufschlitzen, um die farbigen Geschwüre auf der Leinwand nicht mehr sehen zu müssen. Um sie aus der Welt zu schaffen. Das Messerritual oder Scherenritual war hastiger, unkontrollierter. Unten, tief unten rechts hineinfahren und die Klinge blind und quer nach links oben hochreißen bis zum Rand, dann noch einmal, und noch einmal, bis nichts mehr erkennbar war. Bis die Streifen herabgingen, wie die blutigen Lappen zeretzter Bäuche. Nein, keine Befriedigung, nie. Nichts als dumpfe Traurigkeit und Leere. Im Feuerritual war mehr wütender Triumph: das Hervorzerrn der Leinwände, die Fäuste am Rahmen festgekrallt, das Hineinschleudern in den rauchenden, schlecht ziehenden Kamin, das Auflodern, wenn die Flammen das Öl geleckert hatten. Keiner hat mehr Bilder zerstört als er, keiner.

Ma-Be, hörst du mich? Ist der Wagen aus Chinon schon angekommen? Er soll warten.

Er flüstert. Er flucht.

Es ist an diesem letzten Julitag nur eine der zahllosen Zerstörungssorgien, das ewige blinde Verfeuern eines früheren Lebens. Auf die Wirkung war kein Verlass. Er will es nur loswerden, will die Bilder aus dem Leben fegen, und den Teil von ihm selbst, der in ihnen gefangen ist. Der Selbstauslöcher, Selbstzerfetzter, Selbstverfeurer. Soutine, Chaim.

Keiner hat das Ritual verstanden. Kein Maler, kein Zborowski, nicht die beiden Frauen der letzten Jahre, weder Mademoiselle Garde noch Marie-Berthe. Und keiner konnte ihn aufhalten. Er selber verstand es nicht. Der ganze Park steht in Flammen vor seinen Augen,

wirft Flammen auf seine Pupillen zurück. Er weiß, es muss geschehen, das war alles. Am 31. Juli 43 bringt es keine Erleichterung. Und der Schmerz ist nach dem Ritual sofort wieder da.

Es bleiben ein paar Bilder, die Madame Moulin diskret zusammengerollt nach Paris transportierte, um sie Galeristen anzubieten, was Brot und Eier ermöglichte, denn das Pariser Konto war gesperrt. Und es gab ganz wenige, vorsichtig ausgewählte Besucher, die aus Paris nach Champigny kamen. Die Bilder der letzten Jahre. Zwei sich suhlende Schweine, eines rosa, das andere so feldgrau, so uniformgrün mit Schlamm und Dreck verschmiert, dass ein paar Klugköpfe orakeln werden, er habe Soldaten der Wehrmacht dargestellt. Worauf sie alles kommen. Zweimal Mutter mit Kind, finsterblaue, verletzte Kindheiten, bittere Mütter, Ikonen der Besatzungszeit. Vom Wind gepeitschte Schulkinder auf dem Heimweg, klein und umhergeworfen in der stürmischen Dämmerung, sich panisch bei den Händen haltend. Kinder auf dem gefälltten Baumstamm. Wer hat die Bilder gerettet vor ihrem Maler und seinen Besitzern, still beiseite gebracht, in den unauffälligen Schatten gestellt, als der Park in Flammen stand.

Bilder, die er sich und dem Magengeschwür in den letzten Monaten abgerungen hat. Hinein ins Feuer mit allem, was noch übrigblieb. Es bleibt nur wenig Zeit. Und er weiß nicht, ob es nicht seine letzte Verfeuerung war. Brandbestattung, blinde blanke Routine. Das Feuer war gut. Es ließ nur Asche zurück und ein paar unverkohlte Holzstücke, Reste des Rahmens. Letzte Möglichkeit, das Unmögliche zu löschen. Zwar liegen noch beim Metzger, Monsieur Avril, ein paar Gemälde, als Faustpfand, bis zur immer wieder aufgeschobenen Bezahlung,

bis die seit Wochen angewachsene Schuld beglichen würde. Sollen sie Geiseln bleiben. Die Schuld ist nicht mehr zu begleichen. Nichts war nie und nirgendwo wiedergutzumachen.

Ma-Be, lauf zum Bauern, versuch es, nur noch einmal.

Die Zeit der Tauschgeschäfte ist abgelaufen, nichts geht mehr, alles ging schief in diesem Juli, die Bauern wollten für Eier und Butter keine dieser Leinwände mehr sehen, auf denen die Welt nicht zu erkennen war vor lauter sich krümmenden Wegen, taumelnden, sich biegender Bäumen, vor lauter braunem und blauem Schmutz, Schrammen und Striemen. Wo nichts der Welt zu gleichen schien, nicht einmal jetzt im Krieg, es sei denn, sie wäre schon untergegangen in einem letzten Zucken, in blindem Gezerre und Schmerz. Als einziges, tobendes Magengeschwür. Aber Eier und Butter und Milch waren Gold.

Sie verstehen, es ist Krieg. Wir brauchen die Sachen jetzt selber.

Dann geht Ma-Be hinunter und ruft in der Wohnung des Vermieters Doktor Ranvoisé in Chinon an, der zu allem Unglück in den Ferien ist in dieser Leere des Juli-Monats, oder zu Verwandten gefahren, weiter unten an der Loire, zur Nahrungsbeschaffung, jetzt wo keiner mehr von Ferien spricht. Sackmännerdasein. Beutelgut. Sein Vertreter kommt, Doktor Borri, wirft nur einen kurzen Blick auf den Maler, betastet leicht seinen Bauch und ordnet die Hospitalisierung an. Keine Zeit zu verlieren. Sie müssen nach Chinon, in die Klinik Saint-Michel. Die Diagnose kennt der Maler selber gut genug, seit Jahren gab es ihn zweifach: Soutine und das Magengeschwür. Seit Jahren hat er einen Doppelgänger, der ihn verhöhnt und quält.